

Selbstverletzendes Verhalten verletzungsoffener Jungs

Friebel, Harry

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:
Verlag Barbara Budrich

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Friebel, H. (2014). Selbstverletzendes Verhalten verletzungsoffener Jungs. *Diskurs Kindheits- und Jugendforschung / Discourse. Journal of Childhood and Adolescence Research*, 9(1), 115-120. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-404336>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-SA Lizenz (Namensnennung-Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-SA Licence (Attribution-ShareAlike). For more information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>

Selbstverletzendes Verhalten verletzungssoffener Jungs

Harry Friebe

1 „Ritzen“ und andere Selbst-Beschädigungen

„Selbstverletzung ist ein stilles Leiden, das Betroffenen, Angehörigen und professionellen Helfern gleichermaßen zunächst rätselhaft erscheint. Vor allem Frauen richten bestehende Aggressionen in zerstörerischer Weise gegen sich selbst“ (Plener u.a. 2010, S. 85). Die psychisch gestörte junge Frau – zart und verletzlich – ist das Paradebeispiel in der einschlägigen deutschsprachigen Fachdiskussion über selbstverletzendes Verhalten (SVV). Das Etikett „weiblich“ erscheint sowohl in der öffentlichen Diskussion als auch im Selbstbild der Betroffenen als ein Stigma der Nicht-Männlichkeit. Eine Sensibilisierung für SVV als männliches Problem ist hingegen schwierig, da die Adressierung an bewusste oder unbewusste Geschlechtsstereotype gebunden ist. Eine vorläufige These zur Klärung dieses wirklichkeitswidrigen Zuschreibungsmodus wäre die sozialisationstheoretische Überlegung, dass „Mann“ normativ nicht Opfer sein darf, sich nicht selbst zum Opfer machen darf und traditionelle Männlichkeitsmythen keine Selbstverletzung erlauben. Der Junge oder junge Mann kann aggressiver Täter sein – autoaggressives Opfer aber nicht.

Im vorliegenden Beitrag frage ich nach Sinn, Kontexten und Prozessen des körperlich selbstverletzenden Verhaltens bei Jungs und jungen Männern. Selbstverletzendes Verhalten (SVV) ist geschlechts- und altersspezifisch ungleich verteilt (vgl. Trunk 2012a, S. 29). Darüber hinaus spielen weitere soziale Strukturgeber wie Herkunft, Sozialstatus, Bildung und Ethnie eine Rolle. Das Thema ist intersektional (vgl. Winker/Degele 2009) zu differenzieren, um keine polarisierende Geschlechterstereotype zu reproduzieren. Ich beschränke mich hier zunächst in exemplarischer Absicht auf die Erörterung des Phänomens des SVV¹ in der klassischen Definition als die gezielte oder bewusste Selbst-Beschädigung ohne Selbst-Tötungsabsicht (vgl. Neubauer/Winter 2010, S. 34). SVV ist eine gesellschaftlich nicht akzeptierte Individualstrategie zur Bewältigung von psychosozialen Belastungen (vgl. Nitkowski 2009, S. 31). Die bekannteste Form ist das „Ritzen“, also das Schneiden mit scharfen Gegenständen in die Haut. Weitere Selbstverletzungen sind z.B. das Aufkratzen der Haut, Beißen, absichtliche Verbrennungen von Körperteilen oder das Schlagen des Kopfes gegen Wände und andere Oberflächen (vgl. Trunk 2012b, S. 131; Friebe 2012a).

Es gibt ernstzunehmende Recherchen, wonach ca. 95% der Betroffenen ihr SVV verheimlichen (vgl. Trunk 2012a, S. 39) und nur jede/r fünfte Jugendliche, der SVV praktiziert, professionelle Hilfe in Anspruch nimmt (vgl. Brunner/Schmahl 2012). Wir erfahren

in der Regel nur von der Spitze des Eisbergs. Alles was wir an Verallgemeinerungen über „Wer?“, „Was?“, „Wie?“, „Wann?“ und „Warum?“ mutmaßen, lässt sich statistisch nicht zuverlässig erfassen. Schließlich sind auch Forschungslage und Literatur zum SVV von Jungen und jungen Männern im deutschsprachigen Raum defizitär. Zudem ist die Anzahl von Beratungspraxen für Betroffene sehr eingeschränkt (vgl. *Pech* 2010; *Bardehle/Stiehler* 2010; *Neubauer/Winter* 2013).

Dieser Beitrag führt explorativ verschiedene Perspektiven zusammen: Notwendig scheint zunächst, jenseits der traditionellen Genderdebatte den Wandel der kulturellen Konstruktion von Männlichkeit zu reflektieren. Demzufolge müssen männliche Verletzungsmächtigkeit und männliche Selbstverletzung nicht widersprüchlich sein. Das ‚Drehbuch‘ Männlichkeit(en) entgrenzt sich in der Moderne und generiert eine neue männliche ‚Verletzungsoffenheit‘ (vgl. *Moldenhauer* 2012).

2 Männlichkeitskonstruktionen im Modernisierungsprozess

Geschlechtshierarchisierte Körperbilder machen Jugendlichen und jungen Erwachsenen zu schaffen. Gerade im Sport existiert für Jungen der „Überlegenheitsimperativ“ (vgl. *Schwerbitz/Seidensticker* 2001) – als „Prestigeversprechen“ für Männlichkeit. Sport gilt immer noch eher als männliche Domäne: Kampf, Einsatz, Härte, Stress und Risiko sind die Markenzeichen „ernster Spiele“ (vgl. *Bourdieu* 2005) des Wettbewerbs im Rahmen der Männlichkeitssozialisation. *Pierre Bourdieu* hat diese „Spiele“ als männliche Gewalt- und Machtspiele beschrieben. Ein Klassiker dieser „Spiele“ war im 19. Jahrhundert das Duell um die männliche Ehre. Im gesellschaftlichen Modernisierungsprozess werden diese Spiele der Jungen unberechenbarer, zumal sich die Lebensphase zwischen dem körperlichen und dem sozialen Erwachsenwerden zunehmend verlängert. *Hakan Aslan* berichtet von seiner Jugendgruppenarbeit in Berliner Problemzentren im Rahmen des Berliner Forum Gewaltprävention: „Junge Männer, die sich auf das einzig gesellschaftlich Prestigeversprechende berufen, was ihnen geblieben ist, nämlich die Männlichkeit, überspitzen nicht selten alles, was mit Männlichkeit assoziiert wird: Leistung, Stärke, Aggression und sogar Gewalt“ (*Aslan* u.a. 2006, S. 131). *Alexander Bentheim* beschreibt die Suggestionskraft dieses Männlichkeitsideals als Komposition von „Allmacht und Unverletzbarkeit“ (*Bentheim* 2009, S.125). Die männliche Überlegenheitsfiktion ist Produkt einer Identitätsdiffusion und generiert mithin Unterwerfungsfantasien: Gegenüber Frauen (heterosozial) und gegenüber anderen Männern (homosozial). *Michael Meuser* beschreibt diese klassische männerbündische Diktion als „doppelte Distinktions- und Dominanzstruktur“ (*Meuser* 2001, S. 7)² – als Medium männlich-hierarchischer Herrschaft und in Abgrenzung zur männlichen „Schwäche“.

Allerdings hat der gesellschaftliche Modernisierungsprozess die männliche Erfolgsgeschichte der industriellen Revolution zur potenziellen ‚Männlichkeitsfalle‘ werden lassen (vgl. *Catalia* u.a. 2012). Der männliche Zwang zur Stärke und Dominanz ist den konventionellen männlichen Rollenmustern noch eingeschrieben (vgl. *Friebe* 2012b), obwohl sich die Frauen in mancherlei Hinsicht bereits auf der ‚Überholspur‘ befinden. So erfahren Jungen angesichts des Widerspruchs zwischen den konventionellen männlichen Überlegenheitsbotschaften und den modernen Gleichstellungsnormen für Frau und Mann eine Individualisierung mit Risiken: Sie können/sollen/müssen z.B. beim Übergangspro-

zess von der Schule in die Arbeitswelt für ihren persönlichen Berufsausbildungsweg im Wettbewerb mit den Mädchen und jungen Frauen auf Augenhöhe „selbst“ entscheiden. Komplexe Modernisierungseffekte generieren bei diesem Übergang aber eine doppelt riskante Ausgangslage für einen Teil der Jungen:

- durch neue Qualifikationsstandards für berufliche Ausbildungsgänge: Die „Neudefinition bürgerlicher Grundbildung“ (vgl. *Baumert* u.a. 2008) in Deutschland führt zum Upgrading von Qualifikationsvoraussetzungen für viele Berufsausbildungen. Für Berufe, die bis in die 1970er Jahre noch mit niedriger Schulbildung zugänglich waren, wird heute der erfolgreiche Abschluss der Realschule oder gar das Abitur verlangt.
- durch zunehmende Schulbildungsdefizite von Jungen bzw. jungen Männern: Sie schneiden im schulischen Bildungsbereich seit Jahren schlechter als Mädchen bzw. junge Frauen ab. Sie sind häufiger an Förder- und Hauptschulen und sie verlassen die allgemeinbildende Schule häufiger ohne Abschluss oder nur mit einem Hauptschulabschluss (vgl. *Quenzel/Hurrelmann* 2010).

Ein erheblicher Anteil der Jungen in der Bundesrepublik Deutschland gerät angesichts dieser inversen Entwicklungspfade von zunehmenden beruflichen Qualifikationsanforderungen und abnehmenden persönlichen Qualifikationsprofilen in Übergangsnot. Historisch überlieferte Männlichkeitsbilder, die den männlichen Lebenslauf starr um das Erwerbssystem herum platzieren und den Beruf als „Korsettstange des Lebenslaufs“ (*Kohli* 1985, S. 19) sehen, blockieren dabei Lern- und Entwicklungsschritte. Es ginge vielmehr darum, „traditionelle Männer – Arbeit – Bilder“ (*Neubauer/Winter* 2013, S. 114) kritisch zu reflektieren und konstruktiv aufzulösen. Den Jungen fehlen aber „Vorbilder und erfahrbare Rollenmodelle“ (ebd.) für den gesellschaftlichen Wandlungsprozess.

3 Erleiden als Handeln

Während noch bis Ende der 1960er Jahre die Legende von der männlichen „Überlegenheit“ unwidersprochen gepflegt wurde und die bundesdeutschen Personalpolitiken am Arbeitsmarkt für eine hohe soziale Integration von vorwiegend männlichen Facharbeitern als „Familienernährer“ (= „Normalarbeitsverhältnis“) sorgten, bestehen heute erhebliche Exklusionsrisiken für Jungen bzw. junge Männer, die über eine niedrige Schulbildung verfügen. Die auch bis in die 1960er Jahre der Bundesrepublik „selbstverständlich“ gewesene Qualifikationsdifferenz zwischen den Geschlechtern und das traditionelle „Familienernährermodell“ – mit angeblich unbegrenzter Prosperität und Vollbeschäftigung – sind Vergangenheit bzw. ins Schwimmen geraten.

Aus früheren Privilegien von Männlichkeit können heute Benachteiligungen werden. Die oben aufgezeigten männlichkeitsspezifischen Probleme verschärfen die allgemeinen Problemlagen aller Jugendlichen, denn die aktuelle Form des Übergangs von der Schule in den Beruf, „deren bestimmende Merkmale ihre *Offenheit* und *Ungewissheit* sind“ (*Walther* 2000, S. 59, Hervorheb. im Orig.), dramatisiert zusätzlich die prekäre Qualifikationsproblematik eines erheblichen Anteils von Jungen.

Mein hier nur kurzer Anriss zur Krise der Männlichkeit soll dem Hinweis dienen, dass die im Sozialisationsprozess und per Modelllernen erworbenen Routinen traditioneller Männlichkeit nicht mehr als handlungsleitend und wirkmächtig erfahren werden

können. Ohne hier auf das Konglomerat von Körper, Herrschaft, Geschlechterverhältnis und Gewalt näher eingehen zu können, kann der skizzierte Widerspruch zwischen einer männlichen Überlegenheitsfiktion und einer auf Gleichstellung hin gerichteten gesellschaftlichen Wirklichkeit bei den Jungen und jungen Männern zwanghafte Retraditionalisierungsstrategien zur „Wieder“-Herstellung von Handlungsmächtigkeit und Kontrolle im sozialen Raum führen. Meine These ist, dass eine ins Absurde gesteigerte Überlegenheits-Meinung der jungen Männer von sich selbst zwangsläufig durch die vorgefundene Wirklichkeit enttäuscht wird und damit eine (Selbst-)Verletzungsoffenheit generiert: Selbstverletzendes Verhalten als Bemühen, die *eigene* Handlungs- und Wirkmächtigkeit und die Kontrolle über die *eigene* Biografie am *eigenen* Körper „wieder“ herzustellen: Im Erleiden selbst Handelnder zu sein, „Erleiden als Handeln“ (Kohli 1981, S. 160) zu chiffrieren, erscheint dann als Möglichkeit, sich dem Kontrollverlust symbolisch zu widersetzen, d.h. durch SVV Kontrolle über den eigenen Körper und das eigene Selbst zu bewahren.

Auf einen korrespondierenden Zugang zu dieser Problematik verweisen *Gunter Neubauer* und *Reinhardt Winter*, indem sie den bisher weitgehend nicht zur Kenntnis genommenen Zusammenhang zwischen Depression und SVV bei Jungen thematisieren: Depressionen sind sowohl aus der Perspektive der medizinischen und therapeutischen Professionen als auch aus der Sicht von Jungen eher „unmännlich“. Aber die Verunsicherung der Jungen durch alltägliche Widersprüche zwischen einer Überlegenheitsfiktion und den Gleichstellungsbotschaften generiert gerade auch depressionsfördernde Misserfolgserfahrungen, Perspektivarmut und Labilisierung traditioneller Vorstellungen. Dennoch versagen sich die meisten Jungen der – weiblich etikettierten – Depressionssymptome wie Niedergeschlagenheit, Kummer und Traurigkeit: „Als Symptome zeigen sie dann vielleicht Reizbarkeit, anhaltende Gekränktheit, Neigung zu selbstschädigendem Verhalten“ (Neubauer/Winter 2013, S. 117). Die Jungen „maskieren“ ihre Depression durch gesteigertes Risikoverhalten und SVV, während die medizinischen und therapeutischen Professionen primär für typisch „weibliche“ Depressionssignale geschult sind: „Neben der Depressionsblindheit für Jungen im Gesundheitssystem sorgen auf der anderen Seite Jungen und junge Männer auch selbst dafür, dass ihre depressiven Störungen gar nicht als solche erkennbar werden“ (ebd.).

Franz Petermann beschreibt das SVV als Selbstwirksamkeitsmarkierung auf der Haut als Gefahr, da die Betroffenen „scheinbare Handlungskompetenzen entwickeln können, die als unangemessene Krisenbewältigung im Jugendalter zu bewerten sind und sich in Form von psychischen und Verhaltensstörungen äußern“ (Petermann 2004, S. 5). Diese Krise der Jungen ist eine Krise, in der die „routinemäßige Einordnung meiner Erfahrung (...) auf Widerspruch“ (Schütz/Luckmann 2003, S. 38) stößt. Die „fraglose“ und „selbstverständliche“ Wirklichkeit existiert nicht (mehr): „Wir können sagen, dass die Fraglosigkeit meiner Erfahrung „explodiert“, wenn (...) antizipierte Phasen meines Bewusstseins mit den vorangegangenen Erfahrungen inkongruent sind. Das bis hin Fraglose wird im Nachhinein in Frage gestellt. Die lebensweltliche Wirklichkeit fordert mich sozusagen zur Neuauslegung meiner Erfahrungen auf und unterbricht den Ablauf der Selbstverständlichkeitsketten“ (ebd.).

Meine hier vorgestellten Überlegungen zu Wandlungsprozessen der Geschlechtsidentität von Jungen und jungen Männern im Verhältnis von soziokulturellen und strukturellen Veränderungen in der Moderne zielen auf die Weiterentwicklung des Verstehenszusammenhangs ab: Absichtliche Selbstverletzungen von Jungen und jungen Männer sind –

so meine These – Symptome krisenhafter Körper- und Selbstkonzepte im Kontext rigider geschlechtlicher Normierungen von der Pubertät zur Adoleszenz. Die Jungen suchen Halt und sie versuchen Widerstand. Sie können oder wollen sich nicht den rigiden Männlichkeitsbildern unterwerfen. Sie wurden und werden in ihrer Biografie verletzt und verletzen sich/verwunden sich im Sinne einer ausweglos scheinenden Reinszenierung selbst. Die Gefühle während und unmittelbar nach der Selbstverletzung sind offensichtlich ambivalent: tranceähnlich, sie signalisieren Erleichterung/Entlastung einerseits und lösen Scham/Selbsthass andererseits aus (vgl. *BMFSFJ* 2009, S. 137; *Rauber* 2012). *Janis Whitlock* beschreibt diesen ambivalenten Zusammenhang des „Warum?“ in einem spannungsreichen Bogen vom Hilferuf („To get attention from adults or peers“) über Emotionsregulierung („to regulate intensive emotion“) bis hin zur Selbsthilfe („a form of self-medication“) (*Whitlock* 2009, S. 4).

Anmerkungen

- 1 Die entsprechenden Begrifflichkeiten im angelsächsischen Sprachraum lauten z.B. „Nonsuicidal Self-Injury“ oder „deliberate self – harm“ (vgl. *Nock/Favazza* 2009). SVV als insbesondere jungen Frauen zugeschriebene Form der Selbstverletzung findet immer mehr Akzeptanz unter Jungen bzw. jungen Männern. Das Verhältnis weiblich/männlich Betroffene/r wird sehr unterschiedlich geschätzt: von 1:1 bis zu 10:1. Und die absolute Anzahl der Betroffenen in Deutschland wird von etwa 200.000 bis 1.200.000 geschätzt – ohne empirische Evidenzbasierung (vgl. *Kirchner* u.a. 2011; *Neubauer/Winter* 2013).
- 2 In Anlehnung an *Connells* Konzept zur „hegemonialen Männlichkeit“ (vgl. *Connell* 1995) und *Bourdieu's* Konzept der „ernsten Spiele“ (vgl. *Bourdieu* 2005).

Literatur

- Aslan, H./Erath, J./Könnecke, B./Rolfes, H.* (2006): Spiel, Sport, Kampf und Sieg: Brauchen Jungen das? Berliner Forum Gewaltprävention, 7, 24, S. 130-142.
- Bardehle, D./Stiehler, M.* (Hrsg.) (2010): Erster Deutscher Männergesundheitsbericht. – München.
- Baumert, J./Cortina, K. S./Leschinsky, A./Mayer, K. U./Trommer, L.* (Hrsg.) (2008): Das Bildungswesen in der Bundesrepublik Deutschland. – Hamburg.
- Bentheim, A.* (2009): Behind cool eyes. In: *Bundesministerium für Soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz* (Hrsg.): Psychosoziale und ethische Aspekte der Männergesundheit. – Wien, S. 123-132.
- BMFSFJ* (2009): 13. Kinder- und Jugendbericht. – Berlin.
- Bourdieu, P.* (2005): Die männliche Herrschaft – Frankfurt/Main.
- Brunner, R./Schmahl, C.* (2012): Nicht suizidale Selbstverletzung (NSVV) bei Jugendlichen und Erwachsenen. *Kindheit und Entwicklung*, 21, S. 1-5.
- Catalia, V.-B./Colom, S.-M./Santamaria, L. C./Casajust, A. G.* (2012): Male Hegemony in Decline? Men and Masculinities, 15, 4, pp. 406-423.
- Connell, R. W.* (1995): Masculinities. – Cambridge.
- Friebel, H.* (2012a): Jungen und Körperkonzepte: vom Ritzen, über Koma-Saufen bis zur Selbsttötung. *Forum Sozial*, 1, S. 49-52.
- Friebel, H.* (2012b): Ritzen und andere Hautzeichen bei Jungs und jungen Männern. *Diskurs Kindheits- und Jugendforschung*, 7, 3, S. 357-362.
- Kirchner, T./Ferrer, L./Forns, M./Zanini, D.* (2011): Self-harm behavior and suicidal ideation among high school students. Gender differences and relationship with coping strategies. *Actas Esp Psiquiatr*, 39, pp. 226-235.
- Kohli, M.* (1985): Die Institutionalisierung des Lebenslaufs. *KZfSS*, 37, 3, S. 1-29.

- Kohli, M. (1981): Biografische Organisation als Handlungs- und Strukturproblem. In: *Matthes, J./Pfeifenberger, A./Stosberg, M.* (Hrsg.): Biografie in handlungswissenschaftlicher Perspektive. – Nürnberg, S. 157-168.
- Meuser, M. (2001): Männerwelten. – Essen.
- Moldenhauer, S. (2012): Jungs schlagen Jungs – Mädchen aber auch. – Dortmund.
- Neubauer, G./Winter, R. (2013): Sorglos oder unversorgt? In: *Weißbach, L./Stiehler, M.* (Hrsg.): Männergesundheitsbericht 2013. – Bern, S. 103-139.
- Neubauer, G./Winter, R. (2010): Jungengesundheit in Deutschland. In: *Bardehle, D./Stiehler, M.* (Hrsg.): Erster Deutscher Männergesundheitsbericht. – München, S. 30-71.
- Nitkowski, D. (2009): Selbstverletzendes Verhalten in der klinischen Diagnostik. – Bremen.
- Nock, M. K./Favazza, B. (2009): Non-suicidal self-injury: definition and classification. In: *Nock, M. K.* (Ed.): Understanding Nonsuicidal Self-Injury. – Washington, D.C., pp. 9-18.
- Pech, D. (2010): Jungen und Jungenarbeit. Thema Jugend. In: Dokumentation 3. Berliner Fachtag Jungenarbeit. – Münster, S. 1-4.
- Petermann, F. (2004): Umgang mit aggressiv-dissozialen Jugendlichen, Bremen 2004. Online verfügbar unter: <http://www.erev.de/~upload/pdf/Referat%20Petermann%2036%2004.pdf>, Stand: 17.08.2008.
- Plener, P. L./Brunner, R./Resch, F./Fegert, J. M./Libal, G. (2010): Selbstverletzendes Verhalten im Jugendalter. Zeitschrift für Kinder- und Jugendpsychiatrie und Psychotherapie, 38, 2, S. 77-89.
- Quenzel, G./Hurrelmann, K. (2010): Bildungsverlierer: Neue Ungleichheiten. – Wiesbaden.
- Rauber, R./Hefli, S./In-Albon, T./Schmid, M. (2012): Wie psychisch belastet fühlen sich selbstverletzende Jugendliche? Kindheit und Entwicklung, 21, 1, S. 23-39.
- Schwerbitz, H./Seidensticker, W. (2001): Koedukativer Sportunterricht. – Soest.
- Trunk, J. (2012a): Selbstverletzendes Verhalten im Jugendalter: Modeerscheinung, Krankheit oder Bewältigungsstil? In: *LJS* (Hrsg.): Jugend und Risiko. – Hannover, S. 29-46.
- Trunk, J. (2012b): Selbstverletzendes Verhalten im Jugendalter. Prävention und Intervention. In: *LJS* (Hrsg.): Jugend und Risiko. – Hannover, S. 139-146.
- Walther, A. (2000): Spielräume im Übergang in die Arbeit. – Weinheim.
- Whitlock, J. (2009): The Cutting Edge: Non-Suicidal Self-Injury in Adolescence. Online verfügbar unter: http://www.actforyouth.net/resources/rf/rf_nssi_1209.pdf, Stand: 30.12.2013.
- Winker, G./Degele, N. (2009): Intersektionalität. Zur Analyse sozialer Ungleichheiten. – Bielefeld.